



Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

So verbrachte Eberhard die ganze Nacht, aber trotz seinen Bitten und Thränen erschien ihm seine Mutter nicht.

Die bleiche Winterfonne erhob sich endlich und Eberhard schritt von Neuem nach dem Jägerhause zu, um Rosamunde zu sehen und sie um Rath zu fragen. Ehe er an das Häuschen gelangte, begegnete er einer Jagdpartie, die sein Vater veranstaltet hatte, und er mußte sich verstecken, um nicht gesehen zu werden. Der Jäger Jonathan begleitete natürlich den Grafen und Eberhard fand Rosamunde allein, der er erzählte, was ihm begegnet war.

„Freund,“ sagte sie endlich, „wenn Lucilie wirklich Deine Frau hätte werden sollen, so würde ich gesagt haben: „Eberhard! Lucilie ist ein edles Mädchen, gehorche Deinem Vater, heirathe sie; wirst Du nicht glücklich mit ihr, so bleibst Du doch gewiß edel und geehrt. Aber die Verbindung mit der Herzogin ist schrecklich, und da Dein Vater sie verlangt, da er ein heftiger, grausamer Mann ist, so kannst Du gewiß nichts Besseres thun, als fliehen. Ich werde bleiben, für Dich beten und Dich lieben, ohne Hoffnung.“

— „Rosamunde, mein sichtbarer Schutzgeist, Du verläßt mich nicht,“ rief Eberhard mit Thränen in den Augen aus. „Ja, ich werde Dir gehorchen, ich werde fliehen, nicht um mich zu retten, sondern meinen Vater. Meine Mutter ist mir in voriger Nacht nicht erschienen. Heute aber ist Weihnachten, und ich fürchte, ich fürchte für den Grafen. Ich fliehe deshalb vor seiner Gefahr.“

„Was meinst Du damit, Eberhard?“ fragte Rosamunde ängstlich.

— „Nichts, nichts,“ entgegnete Eberhard; „den Lebenden ist unbekannt, was die Todten wissen. Laß mich schnell fort, Rosamunde, und — nur einen Scheidekuß noch, einen schwesterlichen, den ich knieend empfangen will.“

Eberhard kniete nieder und Rosamunde küßte ihn schwesterlich auf die Stirn. In diesem Augenblicke hörten die Liebenden ein höhnisches Lachen, und als sie sich umdreheten, er-

blickten sie den Grafen Maximilian von Eppstein im Jagdanzuge, ein Gewehr in der Hand, in der Thüre.

„Sehr schön!“ sprach er, während er hereintrat und das Gewehr in eine Ecke stellte. Rosamunde stand hocherröthend mit niedergeschlagenen Augen da und wagte sich nicht von der Stelle zu bewegen. Eberhard trat, gleichsam um sie zu schützen, vor sie.

„Das also ist die Auflösung des Räthfels,“ sprach der Vater Eberhards, „das ist die Ursache dieser spartanischen Tugend! Nun, ich habe es gern, wenn ein junger Edelmann auch in seinen Liebsleien Geschmack zeigt, und ich kann den Deinigen nur rühmen, Eberhard. Sie wird Dir hoffentlich viele angenehme Stunden bereiten haben.“

— „Vater,“ fiel Eberhard heftig ein, vergessen Sie nicht..“

„Greifere Dich nicht, mein Sohn, um einer solchen Dirne willen.“

— „Herr Graf,“ fuhr Eberhard jetzt auf, „Sie haben so lange vergessen, daß Sie mein Vater sind, daß ich wohl, Gott verzeihe mir die Sünde! vergessen könnte, daß ich Ihr Sohn bin.“

„Ruhig, ruhig, Kind,“ entgegnete der Graf, „und laß mich die Sache mit Deiner Dulcinea endigen, die doch dasselbe Handwerk getrieben hat, wie die Herzogin, deren Hand Du gestern so unwillig von Dir wiesest.“

„Gott im Himmel!“ rief Rosamunde und sank auf einen Stuhl.

— „Bei allem Bösen!“ schrie Eberhard und stürzte nach dem Degen, den er in dem Jägerhause gelassen hatte. Er zog ihn zur Hälfte und trat zu dem Grafen; zwei Schritte aber von demselben blieb er stehen und stieß den Degen wieder in die Scheide.

„Sie haben mir das Leben gegeben, wir sind quitt!“ sagte er.

Der Graf seiner Seite hatte nach dem Gewehre gegriffen, und Vater und Sohn blickten einander jetzt mit zornflammen-

den Augen an.

„Ich hätte Dir das Leben gegeben, sagst Du? Du irrst Dich; ich habe Dir nichts gegeben und Du bist mir nichts schuldig. Zieh also und komm hinaus ins Freie! Du weichst zurück, feige Seele, Du weichst zurück? Ich stehe fest.“

Er ging nach der Thüre zu und rief mehrere Diener, die er mit sich gebracht hatte.

„Ergreift das Mädchen da!“ sagte er; „sie mag ohnmächtig sein, oder nicht, ergreift sie und schafft sie aus meinem Gebiete hinaus.“

Eberhard stellte sich vor das Mädchen, zog den Degen und rief:

„Wer sie anrührt, ist ein Kind des Todes.“

Die Diener zögerten.

„Nemmen, Ihr, greift zu!“ sprach der Graf von Eppstein.

Die Leute thaten einen Schritt vorwärts, aber Eberhard hielt ihnen den Degen entgegen.

„Herr Graf,“ sprach er dabei, „ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich, Eberhard von Eppstein, diesem Mädchen überall hin folgen werde.“

— „Wie Dir es beliebt,“ antwortete der Graf. — „Thut, was ich Euch befehle!“ gebot er seinen Leuten von Neuem.

„Herr Graf,“ fuhr Eberhard fort, indem er die Spitze seines Degens auf die Brust seiner noch immer ohnmächtigen Braut setzte, „ehe ich Rosamunden von Einem Ihrer Leute anrühren lasse, stoße ich ihr vor Ihren Augen das Schwert in das Herz.“

— „Versuche, ob die Spitze gut ist,“ entgegnete der Graf. „Du fürchtest Dich noch immer? Bringt das Mädchen fort, wenn ich es nicht selbst thun soll.“

„Herr Graf,“ rief Eberhard außer sich, „nehmen Sie sich in Acht, ich vertheidige sie gegen Jedermann.“

— „Selbst gegen Deinen Vater?“ fragte der Graf, indem er, das Gewehr in der Hand, auf Eberhard zutrat.

„Selbst gegen den Mörder meiner Mutter,“ sprach Eberhard, durch den Zorn verblendet.

Der Graf legte im Zorne an und schloß.

„Mutter! Mutter, erbarme Dich seiner!“ sprach Eberhard, indem er niedersank.

Der Graf Maximilian blieb bleich, mit stierem Blicke, wie vom Blitze getroffen, stehen; es war ihm, als sähe er neben Rosamunden und Eberhard Albine und Conrad.

Und Conrad war es allerdings, Conrad, der seinem Bersprechen gemäß erschienen war, um Eppstein zu besuchen. Er hatte eben noch Zeit gehabt, das Gewehr seines Bruders etwas bei Seite zu drücken und so seinem Neffen das Leben zu retten, der nur leicht verwundet worden war.

Der Graf erkannte ihn. Anfangs glaubte er ein schreckliches Traumbild vor seinen Augen zu sehen. Alle hatten sich entfernt. Der Fußboden war mit Blut besleckt.

„Wo ist Eberhard?“ fragte der Graf, als er völlig seine Sinne wieder gesammelt hatte.

— „Oben, nur leicht an der Achsel verwundet,“ antwortete Conrad.

„Und Rosamunde?“

— „Ist völlig wieder zu sich gekommen und pflegt Eberhard.“

„Und Sie — Du bist Conrad, der alt geworden, wie ich? Wie kommst Du hierher? Und in französischer Offizier-Uniform?“

— „Ich war Conrad; jetzt bin ich ein General Napoleons. Später werde ich Dir Alles ausführlich erzählen.“

„Du lebst also? ich träumte nicht? Aber die — andere — Gestalt?“

— „Welche meinst Du?“

„Die neben Eberhard stand und eine Hand nach ihm ausstreckte, wie ihn zu vertheidigen, und die andere drohend mir entgegen hielt?“

— „Ich verstehe Dich nicht,“ antwortete Conrad.

„D, ich habe sie wohl erkannt,“ fuhr der Graf Maximilian von Eppstein fort, „ich habe sie wohl erkannt. Ich bin verloren. Wenn auch Eberhard sagte: „Erbarme Dich seiner, Mutter;“ ich habe keine Gnade zu erwarten.“

— „Ich verstehe Deine Worte nicht,“ entgegnete Conrad. „Eberhard hat mir aufgetragen, Dir zu sagen, daß er Dir verzeihe und für Dich bete.“

„Wozu? Wozu?“ fiel der Graf ängstlich ein; „sie war da, sage ich Dir, ich habe sie gesehen.“

— „Wen? sie?“

„Sie, die Strafe, die Buße, Albine. Aber komm, Bruder, komm, laß uns fort von hier gehen. Hörst Du nicht, daß dies Blut da Rache schreit? Siehst Du nicht, daß ich wie betrunken bin, trunken von Mord und Angst? Komm, die Luft, die freie Luft wird mir hoffentlich gut thun. D, ich bin verloren!“

— „Willst Du Eberhard nicht sehen und ihm auch verzeihen?“

„Nein, nein, ich kann Niemanden sehen; ich bin nicht Vater, ich bin kein Mensch mehr, ich gehöre nicht mehr der Erde, sondern der Hölle an. Und was liegt an meiner Verzeihung? Die Verzeihung eines Verfluchten ist eine Lästerung. Komm, Conrad, laß uns fortgehen.“

Maximilian verließ das Zimmer und das Haus Jonathans mit seinem Bruder, der ihm kaum zu folgen vermochte, da er zu fliehen schien, als würde er verfolgt. Er floh auch — vor dem Gewissen, das den Menschen früher oder später erreicht.

Die beiden Brüder kamen bald in dem Schlosse Eppstein an, und Maximilian flüchtete sich hier sogleich, als würde er noch immer verfolgt, in das sogenannte rothe Zimmer, wohin er Conrad ebenfalls einlud.

„Jetzt bin ich endlich sicher,“ sagte er, indem er auf einen Sessel sank; „ich habe meine Sinne wieder gesammelt und kann mich aller Vorfälle erinnern. Aber ist das, was mir begegnete, eine schreckliche Wirklichkeit, oder war es ein Fiebertraum?“

— „Alles ist nur zu gewiß,“ sagte Conrad.

„Bist Du, der Du mit diese Antwort giebst, nicht selbst ein Trugbild?“

— „Mein Leben ist ein Geheimniß, aber ich lebe,“ erwiderte Conrad. „Ich kam nach Eppstein, um ein Versprechen zu halten, das ich Eberhard und Jonathan gegeben. Der Zufall, oder vielmehr die Vorsehung, führte mich gerade in dem Augenblicke in das Haus, daß ich Dein Gewehr bei Seite drücken und Dir ein Verbrechen ersparen konnte, und welches Verbrechen! — den Mord eines Sohnes!“

„Ist es möglich? Ist es möglich?“ stammelte Maximilian.

— „Ja, und um Dich von dem Wahne zu heilen, Bruder, um Dich zum Wahren und Wirklichen zurückzuführen, will ich Dir gern meine traurige Geschichte erzählen. Wir sehen uns übrigens in einem so außerordentlichen, so schrecklichen Augenblicke wieder, daß alle Regeln ungiltig werden, und daß ich nicht nöthig zu haben glaube, mir von Dir das unverbrüchlichste Schweigen versprechen zu lassen. Das Geheimniß ist, wenn auch nicht durchaus nothwendig, eine Gewohnheit und ein Bedürfniß für mich geworden. Ich habe so fern von allem Herkömmlichen gelebt, und die Beweggründe, welche meine Handlungen leiteten, wurden so wenig verstanden und so ganz falsch ausgelegt, daß ich vorziehe, nur Gott zum Richter zu haben, Gott, der in meinem Herzen die Reinheit meiner Absichten sieht. Und dann liebe ich das Dunkel, in dem ich mich verberge, weil ich mich darin bisweilen — selbst vergesse.“

Conrad begann darauf die Erzählung seines traurigen und stürmischen Lebens. Er begann ernst und schloß mit Thränen in den Augen. Maximilian hörte ihn mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an. Sein Gesicht wurde allmählig ruhiger und heiterer.

„Ich danke Dir, Conrad,“ sagte er endlich zu seinem Bruder, als dieser geendigt hatte, „ich danke Dir, daß Du meine Gedanken wieder zur Wirklichkeit geleitet hast. Ja, obwohl Deine Geschichte seltsam, obwohl der Mann, dessen Geschichte Du Dich angeschlossen hast, ein wunderbarer Mensch ist, so fühle ich mich doch, wenn ich Dich anhöre, wieder unter Wesen, die ich kenne, die leben und athmen. Ich war wahnsinnig, Conrad, ich weiß nicht, welche seltsame Gestalten und Bilder mir vor den Augen schwebten, welche kindische Furcht mich ängstigte. Mein Zorn, glaube ich, hatte mich berauscht. Ich sprach von Albinen, von Erscheinungen, von Mache, nicht wahr?“

— „Ja,“ antwortete Conrad verwundert.

„Gott!“ fuhr Maximilian mit bitterem Lächeln fort, „können auch die stärksten Geister bisweilen solche Augenblicke der Schwäche und Furcht haben? Wie ist es möglich, daß der Graf Maximilian von Eppstein nur eine Minute an ein Ammenmärchen glauben konnte! Du mußt Dich sehr über mich gewundert haben, Bruder.“

— „Ich habe Dich schmerzlich bedauert,“ antwortete Conrad; „Deine wahnsinnige Wuth entfesselte mich eben so, wie Deine kalte Ruhe und Deine schneidende Ironie mich jetzt betrübten.“

„Nun, Bruder,“ sprach der Graf Maximilian, „man muß ein Mann sein und darf sich durch Trugbilder und Traumgesichte nicht irren lassen. Ich that Unrecht, daß ich mich diesem schrecklichen Zorne hingab, ich gestehe es, und ich danke Gott und Dir, Conrad, daß Du mir einen Mord erspart hast. Aber ich war wirklich meiner selbst nicht mehr mächtig; der junge Mensch hatte mir den Kopf zu warm gemacht. Er ist aber mit einer leichten Wunde davon gekommen, sagst Du? Es wird ihm hoffentlich zur Warnung dienen und eine Veranlassung sein, mir pünktlicher und williger zu gehorchen. Und was die

Drohungen der Todten betrifft, die Träume, in denen sie mir erschienen ist, so bin ich weder so jung, noch so thöricht, um an solche alberne Dinge zu glauben, und Du, Conrad, ein Mann, ein Soldat Napoleons, hältst gewiß auch Alles für leere Träume, nicht wahr?“

— „Wer weiß,“ antwortete Conrad nachdenkend.

„Was?“ fuhr Maximilian auf, „Du glaubst an Geister und Gespenster?“

— „Die Lebenden sollen für die Todten beten. Warum wäre es so unmöglich, daß die Todten über die Lebenden wachen?“

„Schweig! Schweig!“ unterbrach ihn der Graf, der von Neuem erblickte und zitterte; „nein, es ist nicht möglich. Die Bande zwischen dem Tode und dem Leben sind zerrissen, ganz zerrissen, ich bin fest davon überzeugt. Bruder, stürze mich nicht von Neuem in meine Angst.“

In einem Augenblicke und in Folge weniger Worte war der Mann, der sich noch so eben seiner Freigeisterei gerühmt hatte, so furchtsam geworden wie ein Kind oder ein Weib. Er zitterte, doch machte er eine gewaltsame Anstrengung, richtete das Haupt empor und sagte:

„Nun, und wenn dies wäre, wenn Gott die Auserwählten seines Himmels zu Schutzengeln der Menschen machte, könnte und würde er auch Verdammte dazu berufen? Und ich glaube, ich weiß, Conrad, ich bin überzeugt, daß Albine des Himmels nicht würdig ist, daß eine — Ehebrecherin Niemanden schützen kann, nicht einmal das Kind ihres Verbrechens.“

— „Albine?“ fiel Conrad ein; „von der frommen, keuschen, edelen Albine wagst Du so zu sprechen?“

„Hast Du sie gekannt?“ fragte Maximilian.

— „Man hat mir gesagt —“ entgegnete Conrad verlegen.

„Ach, man hat Dir erzählt! Ja, sie sah aus wie eine Heilige und wußte die Leute geschickt zu hintergehen, die Heuchlerin! Dir, Bruder, will, muß und kann ich ihre Schande sagen. Ja,“ fuhr der Graf aufgeregter fort, „ja, es ist ein Bedürfniß für mich, mich zu rechtfertigen, indem ich sie verdamme. Du wirst gestehen, daß ich Recht hatte und Recht habe, daß ich ihren Drohungen Trotz bieten muß, daß ich mit Unrecht Reue fühlte. Ja, ich that Recht und bin nicht schuldig; haben meine Worte sie getödtet wie ein Dolch, so war es ganz gut; dieser Eberhard ist nicht mein Sohn, sondern der Sohn des Capitain Jacques, den Gott verdammen möge.“

— „Des Capitain Jacques!“ rief Conrad aus, indem er zurücktrat.

„Ja, eines Franzosen, eines räthselhaften Abenteurers, dessen wahren Namen und Geschichte sie mir nicht mittheilen wollte, eines Fremden, den sie öffentlich ihren Freund und Bruder nannte.“

„Und der allerdings ihr Freund und Bruder war, Unglücklicher!“ fiel Conrad ein, „denn dieser Abenteurer, dieser Franzose, der Capitain Jacques, war ich, Conrad von Eppstein, Dein Bruder.“

Maximilian sprang empor, wie von einer geheimen Kraft emporgeschleudert und blieb starr und bleich stehen.

— „Ich war es,“ fuhr Conrad fort, „ich, der ich mit Dir und wie Du, aber unfreiwillig, ihr Mörder bin, da ich von ihr verlangte, daß sie meinen Namen verschweige. Ich habe Dir meine erste und unglückliche Rückkehr vor zwanzig Jahren verschwiegen, um Deine Besorgnisse nicht zu erregen, jetzt aber schreie ich Dir in das Gewissen, daß Du eine Unschuldige gemordet hast, und daß Du Rechenschaft vor Gott wirst ablegen müssen.“

Conrad hielt inne, denn die Erschütterung, welche Maximilian, der so Kräftige, so stolze Mann erlitten, war wirklich schrecklich und erregte Mitleid. Er sah blaß aus wie eine Leiche; kaum wagte er die Augen emporzuheben; denn er glaubte neben sich den Racheengel mit dem Schwerte in der Hand zu sehen.

Es folgte den letzten Worten eine lange Pause. Conrad fühlte die Kraft nicht mehr, seinem Bruder zu fluchen, und Maximilian murmelte vor sich hin: „ich bin verloren.“

Es war vier Uhr und es begann dunkel zu werden. Dichte schwarze Wolken zogen, vom Winde gejagt, an dem Himmel hin und die Fichten um das Schloß her knarzten. Plötzlich schien Maximilian wie aus einem bösen Traume zu erwachen.

„Leute! Menschen! Warum sind wir allein hier?“ rief er aus. „Conrad, alle Leute im Schlosse sollen sich unten in dem großen Saale versammeln; alle Kerzen, alle Lichter sollen angezündet werden; man mache Musik und Lärm, damit man sie nicht sehe und höre.“

— „Du bist gerettet und bereuest,“ sagte Conrad mild zu ihm.

„Ich bereuen! Ich fürchte mich,“ entgegnete der Graf, „Du verstehst mich, nicht wahr? Licht! Lärm! Kann ich allein hier in diesem Zimmer, in dem rothen Zimmer bleiben, unter dem Zimmer, in welchem die Wiege stand, neben der Treppe, die in die Familiengruft führt? Siehst Du nichts Schauerliches in den Vorhängen, die sich bewegen, in der Flamme dieser Lampe, die zittert, selbst in der Luft und in dieser Stille? Siehst Du nicht die goldene Kette da, das letzte Warnungszeichen meines eiskalten Gläubigers, an meinem Halse? Vergißt Du, daß heute der Weihnachtsheiligabend ist? Schnell also Gesang, Lichte, Volk! Oder bestelle vielmehr meinen Wagen, wir wollen auf der Stelle nach Wien wieder abreisen.“

— „Bruder,“ fiel Conrad ein, „warum fliehen? Warum Dienerschaft in Deiner Nähe? Das Beste ist die Keue, da Du schon eine heilsame Furcht zeigst.“

„Wer sagt, daß ich mich fürchte,“ rief Maximilian aus, indem er sich plötzlich gerade emporrichtete, „der lügt es.“

Aber er sank mit zitternden Gliedern auf seinen Stuhl zurück.

„Die Eppsteins fürchten sich nie,“ fuhr er lachend fort und dieses Lachen klang schauerlich. „Die Eppsteins fürchten sich nie,“ wiederholte er noch lauter. „Als die Frau lebte, zitterte

sie vor mir, und ich sollte vor ihr zittern, da sie todt ist? Nein, ich troge ihr, und ihrer Rache und ihrem ungehorsamen Sohne.“

— „Lästere nicht!“

„Ich lästere nicht. Ich glaube an Gott, das muß ich, aber an Gespenster und Geister glaube ich nicht und ich habe über die Sage von den Gräfinnen von Eppstein immer die Achseln gezuckt. Laß mich; ich will allein sein.“

— „Ach, Max,“ entgegnete Conrad, „ich sehe lieber die heilsame Angst, die Du mit Gewalt von Dir abwehrst, als diese lästertliche Heiterkeit an Dir.“

„Welche Angst meinst Du? Bist Du noch immer der Träumer wie sonst? Du, Deine plötzliche Erscheinung, Dein Dazwischentreten zwischen mich und mein Opfer hat mich erschreckt, aber ich fürchte weder Geister und Gespenster, hörst Du, noch selbst den Teufel und ich will es beweisen. Laß mich allein, gehe zu Eberhard, und sage ihm, er möge seine Dulcinea hier lassen und sich bereit machen, mir nach der Hauptstadt zu seiner Braut zu folgen.“

— „Ich verlasse Dich nicht, Bruder,“ entgegnete Conrad.

„Du wirst mich verlassen! Ich bin kein Kind, das zittert, ich will allein sein, um nach der Hauptstadt zu schreiben, daß Eberhard die Hand der Dame annimmt.“

— „Nimm Dich in Acht,“ warnte Conrad.

„Nimm Dich selbst in Acht,“ fuhr der Graf auf, indem er zornig mit dem Fuße stampfte; „Du solltest wissen, daß ich nicht viel Geduld habe. Ich will allein sein!“

— „Soll ich der Gerechtigkeit Gottes freien Lauf lassen?“ sprach Conrad vor sich hin.

„Wirst Du gehen?“ wiederholte Maximilian.

— „Ja, armer Unglücklicher,“ antwortete Conrad, indem er langsam nach der Thüre zuschritt, dieselbe öffnete und hinausging.

„Gute Nacht!“ rief ihm Maximilian nach, indem er rasch den Riegel an der Thüre vorschob. „Du siehst, daß ich dem Gespenst Nacht über mich gebe, da ich mich mit ihm einschließe. Ach! — Wenn ich morgen um acht Uhr nicht hinuntergekommen bin, so — laß die Thüre aufbrechen. Gute Nacht! Ich fürchte mich nicht.“

Maximilian konnte nichts mehr sagen; er sank zitternd, erschöpft auf die Knie nieder.

Conrad, der auf dem Corridor lauschte, hörte nichts mehr. Zwar wollte er dem Bruder noch ein Lebewohl zurufen, aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen. Er wollte an der Thüre bleiben, aber eine höhere Macht trieb ihn fort. Er ging deshalb die Treppe mit zitternden Knien hinab und begab sich zu Eberhard in das Haus Jonathans.

(Beschluß folgt.)